



# LEBEN & WISSEN

WELT AM SONNTAG | NR. 14 | 2. APRIL 2017 | SEITE 17

## KOMPAKT

### REHLING

Ehering nach 15 Jahren gefunden

Eine Frau aus Schwaben hat nach 15 Jahren ihren verlorenen Ehering wiederbekommen. Ein Hobby-Schatzsucher fand ihn zufällig mit seinem Metalldetektor auf einem Acker. Dort hatte die Frau im Jahr 2002 bei der Kartoffelernte geholfen. Der Finder hatte das Schmuckstück Landwirten gezeigt, die sich gleich an die Erntehelferin von einst erinnerten. Der Ring passe zwar nur noch auf den kleinen Finger, sie sei aber überglücklich, sagte die heute 75-Jährige dem „Donaukurier“: „Im ersten Moment hab' ich gar nichts sagen können.“

### MÖNCHEGLADBACH

Diebe verschleppen Nandu aus Zoo

Unbekannte haben einen Nandu aus dem Tiergarten Mönchengladbach gestohlen. Der etwa 1,40 Meter große Laufvogel wurde offenbar von mehreren Erwachsenen gefangen und in einem Sack oder einer Kiste abtransportiert. Unklar ist, wie die Diebe das 15 bis 20 Kilogramm schwere Tier mit den scharfen Krallen am Freitagabend unbemerkt überwältigen konnten. Fußspuren wiesen darauf hin, dass die Täter über den Zaun geklettert sind.

### DORTMUND

Frau bei Explosion in Mietshaus getötet

Bei der schweren Explosion in einem Haus in Dortmund ist ein Mensch ums Leben gekommen. Rettungskräfte fanden am Samstagmorgen die Leiche einer 36 Jahre alten Bewohnerin in den Trümmern. Tatverdächtig ist ein 48 Jahre alter Mieter, der die Explosion am Freitag aus unbekanntem Grund ausgelöst haben soll. Der Mann wurde selbst schwer verletzt und ist noch nicht vernehmungsfähig. Die Explosion hat das Mehrfamilienhaus weitgehend zerstört und eine meterhohe Lücke hinterlassen. Tonnen von Trümmerteilen flogen auf die Straße, zerstörten geparkte Autos.



Kräne stehen vor dem Dortmunder Haus, das bei der Explosion zerstört wurde

### ITALIEN

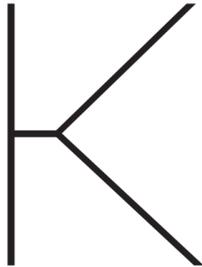
Polizei jagt betrunkenen Priester

Ein betrunkenen Priester hat sich eine nächtliche Verfolgungsjagd mit der Polizei geliefert. Der Mann war in der Nacht zum Samstag im italienischen Ferrara wegen seiner riskanten Fahrweise aufgefallen. Knapp zwei Stunden bemühten sich mehrere Streifenwagen vergeblich, den dunkelblauen VW Lupo zum Halten zu bringen. Erst eine Straßensperre beendete die Rallye quer durch die Stadt. Am Steuer befand sich ein 43 Jahre alter Geistlicher mit 2,55 Promille im Blut. Was ihn so zur Eile trieb, ist unbekannt.

### KOLUMBIEN

Hunderte Familien bei Erdbeben verschüttet

Bei Erdbeben im Süden Kolumbiens sind mindestens 23 Menschen ums Leben gekommen. Es handele sich um eine Tragödie von unvorstellbarem Ausmaß, sagte der Gouverneur der Region Putumayo: „Hunderte von Familien“ seien noch nicht gefunden worden, „ganze Wohnviertel werden vermisst“. Schwere Regenfälle hatten am Freitagabend den Fluss Mocoa und drei Zuflüsse über die Ufer treten lassen und die Erde ins Rutschen gebracht.



Kurz bevor Daniel V. am Abend des 26. Februar in den Tod springt, greift er ein letztes Mal zu seinem Handy, ruft in seinem Heimatort an.

In der Sporthalle im thüringischen Suhl klingelt das Mobiltelefon von Bernd Marr minutenlang, das letzte Läuten verstummt um 19.26 Uhr. Vier verpasste Anrufe seines Schützlings leuchten auf dem Display auf, als der Boxtrainer Stunden später sein Klapptelefon in der Hand hält. Marr ahnt nicht, dass Daniel V. zu diesem Zeitpunkt bereits tot ist. Suizid durch Sprung vom 142 Meter hohen Uni-Hochhaus, hält die Polizei Leipzig fest.

VON IBRAHIM NABER

„Hätte ich nur mein Handy dabei gehabt“, sagt Marr und sackt auf der Holzbank der alten Turnhalle zusammen. Neun Tage sind seit dem Unglück vergangen, doch der 66-Jährige macht sich immer noch Vorwürfe. „Mir geht nicht aus dem Kopf, wie Daniel mich eine Woche zuvor das letzte Mal nach dem Training umarmte und mir sagte: ‚Bernd, mein Alter, pass gut auf dich auf.‘“

Abschiedsworte, die ihm seltsam vorkamen. Gerade aus dem Mund von Daniel V., den er mehr als ein Jahrzehnt in Suhl trainierte. War er doch sein Ziehsohn, wie Bekannte sagen. Der Daniel, schwärmt Marr, sei ein Multitalent gewesen. Schwimmen, Leichtathletik, Boxen, Musik, überall ragte er heraus, gewann Pokale und Wettbewerbe. „Die ganzen Straßenkinder“, sagt der Jugendarbeiter und zeigt auf die Horde Jungs, die in der Halle einem Fußball hinterherjagt, „die Kosovo-Albaner und Afghanen, die haben zu Daniel aufgeschaut. Er war Rapper und hat mit ihnen Songs geschrieben.“

Unter seinem Pseudonym „Kalibazi“ produzierte Daniel V. in Suhl Musik, bis 2015 leitete er sogar das städtische Rap-Integrationsprojekt „Farben der Musik“. Warum nur nahm er sich das Leben? Durch die 40.000-Einwohner-Stadt Suhl geistern wilde Spekulationen. Die Polizei Leipzig teilt mit, dass das Motiv weiter unklar sei. Gewiss ist aber, dass Daniel V. ein Schattenleben führte, von dem selbst enge Angehörige und Bekannte nichts wussten. Oder nichts wissen wollten.

Daniel V. gehörte der brutalen Verbrecherbande Saat des Bösen (SDB) an, gegen die in Thüringen in den vergangenen Jahren Hunderte Ermittlungsverfahren liefen: Bildung einer kriminellen Vereinigung, räuberische Erpressung, Geiselnahme, versuchter Totschlag. Im Januar nahm die Polizei SDB-Anhänger fest, die in Suhl über Wochen einen 17-Jährigen in einer Wohnung festgehalten und gefoltert haben sollen. Nach eigener Aussage wurde der Minderjährige mit brennbaren Flüssigkeiten überschüttet, mit glühenden Zigaretten verbrannt und mit einem Messer verletzt. Zudem zwangen ihn die Kriminellen zu Diebstählen und zerrten ihn nach den Verbrechen zurück in die Wohnung. War auch Daniel V. an der Tat beteiligt? Die Ermittler teilen mit, dass das Untersuchungsverfahren noch läuft.

Nach Informationen der „Welt am Sonntag“ liegt dem Thüringer Justizministerium eine Liste aus dem Jahr 2014 vor, laut der 84 Personen, meist zwischen 18 und 35 Jahren, zum Dunstkreis der Gruppierung gehören, darunter vor allem Deutsche, aber auch Araber, Türken und Russen. Auch der Name von Daniel V. taucht dort auf. Er war im Zusammenhang mit der SDB in den vergangenen



Die rechte Hand des Bösen: „Saat“-Tätowierung auf den Fingern eines Gang-Mitglieds

Jahren mehrfach durch Körperverletzungen und Bedrohungen in Erscheinung getreten. Zum harten Kern der Bruderschaft zählen die leitenden Ermittler des Landeskriminalamts Thüringen derzeit 20 bis 30 Personen, darunter Schwerekriminelle, Mörder und Drogendealer, die sich überwiegend im Knast kennengelernt haben: „Das sind Jungs, denen ich nicht begegnen möchte“, sagt ein Ermittler, „und Sie auch nicht.“

Die Saat des Bösen ist ein kriminelles Phänomen, das es in dieser Form in Deutschland noch nie gab. Auffällig ist das offene Bekenntnis zum Bösen, das sich schon im Namen der Gruppierung manifestiert, dessen Initialen „SDB“ viele Mitglieder als Tattoos auf dem Hals tragen. Und ihrem Credo lässt die Gang, die sich Treue bis zum Tod schwört, Taten folgen. Mit Sorge beobachten Ermittler, wie skrupellos Mitglieder der Gruppierung bei Raubzügen vorgehen. Wie sie Opfer mit Elektroschockern traktieren, wie sie foltern, wie sie Angst verbreiten, um Geld zu erpressen. Mafiamethoden nennt es ein Ermittler.

Die Polizei ist der Gruppierung schon seit einigen Jahren auf den Fersen; zwei der SDB-Anführer wurden bereits inhaftiert. Seit drei Wochen sind die beiden führenden Bosse allerdings wieder auf freiem Fuß. Der 1. Strafsenat des Thüringer Oberlandesgerichts (OLG) hob die Haftbefehle gegen Danny J. und Enrico V. am 8. März auf. Zwei Männer, die aufgrund diverser Gewaltdelikte vor Gericht standen, Jahre hinter Gittern verbrachten und von Ermittlern als gefährlich eingestuft werden. „Oberpeinlich“, nennt ein Staatsanwalt die Aufhebung hinter vorgehaltener Hand. Die deutsche Justiz habe sich blamiert. Man kam zu dem Ergebnis, teilt das OLG auf Nachfrage mit, dass die „Fortdauer der Untersuchungshaft wegen Verstoßes gegen das Beschleunigungsgebot in Haftsachen nunmehr unverhältnismäßig ist“. In anderen Worten: Die Justiz hat das Revisionsverfahren verbumtelt, wegen „vermeidbarer Verzögerungen“ musste sie die Anführer freilassen, obwohl die Strafurteile gegen sie weiterhin gültig sind. Die SDB kann sich Spitzenanwälte leisten, die gern auch mal per Helikopter aus München zum Prozess einfliegen.

Knapp 20 Monate benötigte der Bundesgerichtshof nach dem erstinstanzlichen Urteil vom Dezember 2014, um das Revisionsverfahren zu beenden. Im Anschluss wurden die Akten nicht zum Landgericht Erfurt, sondern versehentlich erst zum Landeskriminalamt verschickt. Erst am 2. Januar 2017 erhielt das Landgericht Erfurt die relevanten Akten und kam dann zu dem Ergebnis, dass man die neue Hauptverhandlung wohl erst Mitte Juli beginnen könne. Mindestens bis dahin, also drei Monate, genießen J. und V. ein Leben in Freiheit – ohne jegliche Auflagen.

Das Verschleppen der Justiz ist auch deshalb so beunruhigend, weil die SDB über Jahre zu einer gut strukturierten und in das Rockermilieu vernetzten Organisation angewachsen ist. Selbst eine eigene Subkultur hat sie hervorgebracht, mit Tattoos, Graffiti und Musik. Es gab sogar SDB-Konzerte in Suhl. Wer auf YouTube recherchiert, stößt auf Dutzende Rapongs des SDB-Labels SaatLife Records, darunter ein komplettes Album von 2014. Auf dem Cover ist ein Gefängniswärter zu sehen, der blutend am Boden liegt, eine rauchende Pistole auf ihn gerichtet; daneben eine Patrone mit der Aufschrift „Saatcore“ und in der Mitte das eindeutige Bekenntnis: „Saat des Bösen“. In mehreren Songs der Gruppierung rappt auch Daniel V. unter seinem Künstlernamen „Kalibazi“ mit. Es sind martialische Songtexte voller Hass auf die Justiz und das System, Gewaltandrohungen und Treueschwüre: „Kriminell bis an mein Ende, für mich gibt's keine Gesetze, ihr habt mich herausgefordert, ja, jetzt kommt die Wende.“

FORTSETZUNG AUF SEITE 18

## MEIN LEBEN ALS MENSCH

Die Klassenfahrt



VON JAN WEILER

In Manderscheid in der Vulkaneifel gibt es eine Burg, Kraterseen, eine Wachsmannufaktur und: ein Wacholderschutzgebiet. Man muss sich keine Sorgen machen, dass der Ort zu aufregend sein könnte. Ich war schon einmal dort. Auf Klassenfahrt. In den 80er-Jahren. Manderscheid war denn auch mein Vorschlag für die Klassenfahrt unseres Sohnes. Ulrich Dattelmann, der Elternsprecher, hatte eine Rundmail verschickt, in der er um Ziele bat, die man auf dem Elternabend diskutieren könnte. Weil fast alle anderen Eltern Berlin nannten, brachte ich nur so zum Spaß Manderscheid ins Spiel.

Dann fand der Vorbereitungsabend statt. Nach einhalb Stunden hatten wir drei Tagesordnungspunkte absolviert. Demnach würde es auf der Fahrt keinen Alkohol geben, obwohl in der Klasse zwei Jungs sechzehn sind. Deren Eltern wiesen darauf hin, dass ihre Kinder benachteiligt würden, wenn sie nicht, wie vom Gesetz vorgesehen, saufen dürften, wurden aber überstimmt.

In Punkt zwei wurde die Nutzung von Handys geregelt. Die Diskussion wurde von Frau Ackermann dominiert, die unaufgefordert ein Proseminar zum Thema Handystrahlen hielt. Dann wurde die Einrichtung eines Medienkorbes verabschiedet, in welchen die Kinder täglich um 22 Uhr ihre Telefone abzugeben hätten. Die Eltern von Lena bestanden darauf, dass ihre Tochter einmal nach 22 Uhr in Australien anrufen dürfen müsse, um ihrem Bruder zum Geburtstag zu gratulieren. Dies hatte einen Einwurf von Herrn Scholz zur Folge, der das ungerecht fand. Sein Sohn könne ja nichts dafür, dass er keine Verwandten in Australien habe. Es wurde vereinbart, dass alle Kinder am Mittwoch nach 22 Uhr ein Gespräch führen dürfen, egal mit wem. Auch untereinander. Punkt drei ging schnell: Der Lehrkörper wird rechtlich entlastet, falls es zu Schwangerschaften kommt. Es sei denn, der Lehrkörper ist aktiv an deren Zustandekommen beteiligt. Hier konnte man sich schnell einigen, weil das Plenum den begleitenden Mathelehrer Herrn Pangosius für nicht attraktiv genug hielt, um aktiv zu einem Problem zu werden. Die Schüler nennen den armen Mann seit 30 Jahren Pangolin. Das ist der zoologische Begriff für „Schuppentier“. Warum sie ihn so nennen, kann man sich denken.

Gegen 0,56 Uhr, man sprach gerade über Tagesordnungspunkt 34 und den Antrag, veganes Essen für alle zu bestellen, meldete sich Herr Schreiner und erklärte, er wolle noch einmal grundsätzlich über die Reiseziele reden. Die meisten Teilnehmer waren für Berlin. Auch die Kinder. Die wollten gerne Selfies am Brandenburger Tor machen, am Prenzlauer Berg spazieren gehen, Mauerreste bestaunen und die Adresse von Bushido rauskriegen, um dort zu klingeln, bis er aufmacht und schimpft. Doch dann hielt Herr Schreiner ein glühendes Plädoyer gegen Berlin, das er hässlich und ultragefährlich findet. Schon wegen der schlechten Luft. Eine halbe Stunde lang sprach er. Es ging auf halb zwei. Alle waren müde. Es wurde abgestimmt. Eine Mehrheit sprach sich gegen Berlin aus. Und dann ging plötzlich alles ganz schnell. Dattelmann stellte fest, dass damit nur noch Manderscheid zur Auswahl stünde und automatisch als Zielort feststehe. Damit war die Versammlung geschlossen.

Am nächsten Tag kam unser Sohn wütend aus der Schule. Wenn er den Arsch finde, der ihm Berlin versaut hätte, dann Gnade ihm Gott, sagte er. Na ja. Wenigstens wird die Fahrt nach Manderscheid erlosam. Vor 11.000 Jahren ist ein Vulkan ausgebrochen. Seitdem ist dort absolut nichts mehr passiert.

Lisa Yatskiv ist jung, gesund und gewollt kinderlos. Vielleicht hätte sie nie eine Fruchtbarkeitsklinik von innen gesehen, wenn sie nicht irgendwann beschlossen hätte, Plasma zu spenden. Bevor man ihr damals das Blut aus der Vene pumpt, musste sie ein Formular mit Fragen zu ihrer medizinischen Vorgeschichte beantworten. An eine erinnert sie sich noch genau: Haben Sie schon einmal Eizellen gespendet?

VON ELISALEX HENCKEL

Nein, antwortete die Studentin wahrheitsgetreu, aber ihre Gedanken kreisten noch lange um die Frage. Sie habe sie an eine Cousine erinnert, sagt Yatskiv heute, die jahrelang ohne Erfolg versucht habe, ein Kind zu bekommen. Nachdem sie selbst eine Weile überlegt habe, wie sie mit ungewollter Kinderlosigkeit umgehen würde, habe sie zu googeln begonnen. Dabei sei sie auf die Klinik gestoßen, in der sie vor einem Jahr zum ersten Mal Eizellen gespendet hat.

So beginnt die Geschichte, die Lisa Yatskiv erzählt, wenn sie gefragt wird, warum sie Eizellspenderin wurde. Und warum sie fremden Menschen etwas schenkt, was die allermeisten Frauen wohl allenfalls engsten Verwandten oder besten Freundinnen abtreten würden. Im Unterschied zur Samenspende ist die Eizellspende nämlich schon körperlich eine strapaziöse Angelegenheit: Nach minutiösen Untersuchungen wird die potenzielle Spenderin zehn Tage lang hormonell stimuliert. Wenn die Stimulation erfolgreich war, werden in einem chirurgischen Eingriff unter leichter Narkose gleich mehrere Eizellen durch die Scheide abgesaugt.

Die gesundheitliche Belastung für die Spenderin ist einer der Gründe, warum die Eizellspende in Deutschland immer noch verboten ist. Seit knapp zwei Jahren müssen deutsche Paare mit Kinderwunsch aber nicht mehr weit reisen, um sie doch in Anspruch zu nehmen. Österreich hat im Zuge einer Lockerung seines Fortpflanzungsgesetzes Anfang 2015 unter anderem die Eizellspende legalisiert.

Das habe „zu einem regelrechten Ansturm aus Deutschland“ geführt, vermeldete Leonhard Loimer im Herbst. Er ist der Leiter jener Gruppe von Kinderwunschklinitiken, in der Lisa Yatskiv ihre Eizellen gespendet hat. Inzwischen haben die Kinderwunschklinitiken Dr. Loimer an ihren drei Standorten Wien, Wels und Linz insgesamt 124 Eizellspenden durchgeführt. 60 bis 70 Prozent der Empfängerinnen stammen aus Deutschland, zwei Drittel der Spenderinnen aus Osteuropa.

Auch Lisa Yatskiv kommt ursprünglich aus Iwano-Frankiwsk, einer Universitätsstadt im Westen der Ukraine. Im Alter von 18 Jahren zog sie nach Wien, wo bereits zwei ihrer vier Schwestern Medizin studierten. Heute ist sie 24, eine zierliche, hübsche Frau mit blauen Augen, langen braunen Haaren und markanten Wangenknochen.

„Die Ärzte haben mir alles genau erklärt“, sagt Yatskiv. Wann sie sich die Hormone spritzen müsse und was bei der Punktion passiere. Aber auch die Risiken, die sie mit der Behandlung eingehe: Thrombose, Überstimulation, Gewebverletzungen. Gleichzeitig habe ihr die Klinik glaubhaft versichert, dass man alles tue, um die Belastung so gering wie möglich zu halten. Spenderinnen, sagt Leonhard Loimer, bekämen nur eine halb so hohe Hormondosis wie Frauen, die mit ihren eigenen Eizellen schwanger werden wollen.



„Ich wollte anderen Menschen helfen, glücklich zu werden“: Lisa Yatskiv, 24, ist Sportstudentin und Eizellspenderin in einer Wiener Kinderwunschklinitik

ELISALEX HENCKEL

## Lisas verschenkte Kinder

In Österreich dürfen Frauen Eizellen spenden. Eine junge Studentin hat die Prozedur mitgemacht – und drei Paaren zu Kindern verholfen. Für die Eltern ist ihre Hilfe die Erfüllung eines Lebensstraums

Lisa Yatskiv hat die Behandlung im vergangenen Jahr bereits vier Mal über sich ergehen lassen. Vor der ersten Punktion habe sie zwar ein wenig Angst gehabt, drei Tage danach aber bereits den 2000 Meter hohen Schneeberg in Niederösterreich bestiegen: „Mir hat das gar nichts ausgemacht“, sagt sie. „Mein Alltag war wie immer.“

Yatskiv studiert seit drei Jahren Sportwissenschaften, ihren Lebensunterhalt verdient sie als Babysitterin, daran haben auch ihre Eizellspenden nichts geändert. Denn anders als in Tschechien und Spanien, wo Kliniken in der Regel mehrere Hundert Euro pro Punktion zahlen, sind in Österreich auch Aufwandsentschädigungen explizit verboten. Die Kliniken dürfen den Spenderinnen weder Verdienstaufschlag noch Urlaubstage ersetzen, sondern lediglich „nachgewiesene Barauslagen, die im Zusammenhang mit der medizinischen Behandlung bei der Überlassung der Eizellen getätigt wurden“. Auch die Vermittlung von und die Werbung um Eizellspenden ist verboten.

In der Praxis suchen die Loimerschen Kliniken allerdings sehr wohl aktiv nach Spenderinnen für jene Paare, die selbst keine gefunden haben. Eine Behandlung ohne fremde Eizellen kostet 5500 Euro, mit Spende dagegen 8000 Euro. Im Gegenzug achtet die Klinik unter anderem

darauf, dass die Spenderin von ihrem Aussehen, ihrer Ausbildung und ihrer Blutgruppe möglichst gut zum Empfängerpaar passt. Die Empfänger dürfen auch Vorlieben äußern, werden aber darüber aufgeklärt, dass mit der Wunschliste in der Regel auch die Wartezeit länger wird. Fotos der Spenderinnen oder gar Kataloge gibt es jedoch nicht – Klinikgründer Loimer sagt, er wolle keine „amerikanischen Verhältnisse“.

Mit Lisa Yatskivs Spende sind drei Frauen schwanger geworden. Ihnen dürfte die Ukrainerin laut Gesetz auch zu weiteren Kindern verhelfen, zusätzliche Paare darf sie aber nicht unterstützen. Diese Regel soll das Inzestrisiko gering halten – genau wie das Verbot anonymen Spenden: Lisa Yatskiv musste einwilligen, dass die Klinik ihre Kontaktdaten und die Ergebnisse der medizinischen Untersuchungen an die aus ihren Eizellen entstandenen Kinder weitergibt, sollten diese das nach ihrem 14. Geburtstag verlangen.

Die Erlaubnis der Eizellspende unter diesen extrem strengen Auflagen ist das Ergebnis eines politischen Kompromisses zwischen den beiden Regierungsparteien. Die sozialdemokratische SPÖ konnte sich mit der Liberalisierung brüsten, die konservative ÖVP für sich beanspruchte, dass sie Geschäfte mit der Ge-

sundheit junger Frauen verhindere. Sowohl Befürworter als auch Kritiker der Eizellspende sprachen damals von einer „klassisch österreichischen“ – also halbherzigen – Lösung.

Wolfgang Arzt, Vorstand am Institut für Pränatalmedizin der Linzer Kepler-Universität, zählt neben Vertretern der katholischen Kirche zu den schärfsten Kritikern – nicht nur der Eizellen-, sondern auch der Samenspende. Er befürchtet nämlich, dass mit der Zahl der Spenderkinder auch das Unwissen über die genetische Herkunft und damit das Risiko von Verwandtenehen steigt. Die geltenden Einschränkungen beruhigen ihn nicht. Denn derzeit verpflichtet niemand die Eltern dazu, ihren Kindern überhaupt zu verraten, dass sie mithilfe von Dritten entstanden sind – die Paare können die Beteiligung eines Spenders genauso gut ein Leben lang verschweigen.

Den Fortpflanzungsmediziner Leonard Loimer stört erwartungsgemäß etwas ganz anderes: „Wir haben wahnsinnig viele Nachfragen, aber massive Probleme, Spenderinnen zu finden“, sagte er noch kurz nach Inkrafttreten des Gesetzes der Wochenzeitung „Die Furche“. Seine Idee, junge Russinnen im Zuge eines Wien-Urlaubs für eine Eizellspende zu gewinnen, habe sich leider als Sackgasse erwiesen – „weil die Russinnen

”

ICH HABE SIE  
NICHT GEBOREN,  
NICHT GETRAGEN.  
ES SIND NICHT  
MEINE KINDER,  
NUR MEINE GENE

LISA YATSKIV,  
24, Eizellspenderin

## „Die Farben unter der Haut stehen für lebenslang wie Mord“

FORTSETZUNG VON SEITE 17

Ich lege richtig los, der Untergrund fängt an zu zittern, ich vernichte diesen Staat für unsere Brüder hinter Gittern.“ (Song: „CrimelifeXIII“)

Die Geschichte der SDB begann hinter der meterhohen Fassade des ehemaligen Jugendknast Ichttershausen, von der heute der Schutt bröckelt. Hier, hinter den Mauern der geschlossenen Einrichtung, wurde die Saat des Bösen vor rund einem Jahrzehnt von jenem SDB-Boss Enrico V. gegründet, der seit wenigen Wochen wieder auf freiem Fuß ist. Damals, im Jahr 2007, war Annette Brüchmann die Leiterin der Jugendstrafanstalt. Sie erinnert sich, wie sie das erste Mal das Kürzel SDB wahrnahm: „Eingeritzt im Holz von Tischtennischlägern“, sagt Brüchmann, „aber wir konnten die Buchstaben nicht zuordnen. Dass sich da so eine Gang entwickelte, konnten wir nicht ahnen.“

Was den Beamten aber auffiel: Enrico V. hatte das Sagen unter den Insassen. Nett und zuvorkommend sei er in Gesprächen gewesen, erhielt deshalb sogar den Vertrauensposten als Hausarbeiter. „Der V. war künstlerisch so talentiert“, erzählt ein Beamter, „dass wir dachten, den müssen wir unbedingt fördern. Der hat Palmenlandschaften an die Wand gemalt, da waren wir sprachlos.“

Offensichtlich nutzte V. seine Kreativität sowie seine Stellung als Hausarbeiter aus, um Botschaften an Gangmitglieder zu übermitteln. Er habe viele Bilder gemalt, die stets ein ekelhaftes Element beinhalteten, etwa ein herausfallendes Auge, erinnern sich ehemalige Wärter. Die Zeichnungen enthielten geheime Anweisungen und Informationen für die SDB-Gründungsmitglieder. Die Knastgang soll schwächere Insassen systematisch bedroht, geschlagen und erpresst haben. Erst im November 2007 kam jedoch der Verdacht auf, dass es einen Zu-

sammenschluss von Gefangenen geben könnte, die sich das Ziel gesetzt hätten, andere Gefangene unter Androhung oder Anwendung von Gewalt auszunehmen. Als der Großteil der ersten SDB-Mitglieder 2008 auf freien Fuß kam, ging das Geschäft draußen weiter. Vor allem im Großraum Suhl schlug die SDB zu: Einbrüche, Raubzüge, Erpressungen, Drogendeals. Alles, was Geld brachte, war erlaubt. Und fast alles, was sie rappten, setzten sie auch um: „Ganz egal, was ihr wollt, wir sind zu allem bereit. Wir holen die Waffen heraus, wenn's sein muss, ihr wisst Bescheid. Die Familie wird beschützt – und zwar immer mit Gewalt. (...) Ein Leben für die Bruderschaft“ (Song: „Für die Seniors“)

Die SDB-Songtexte lassen den Schluss zu, dass sich mittlerweile ein hierarchisches System aus „Seniors“ und „Juniors“ gebildet hat. Ende 2012 gab Enrico V., ganz klar ein Senior, mithilfe eines in die Zelle geschmuggelten Handys den

Auftrag, einem Mann aus Weimar „die Ohren abzuschneiden“. Doch als schließlich vier SDB-Mitglieder vor der Wohnung des Manns auftauchten, nahm sie ein Sondereinsatzkommando der Polizei in Empfang. Die Ermittler hatten Enrico V. über Wochen observiert.

Zuvor waren jedoch Jahre vergangen, bis die Polizei die Gruppierung wirklich auf dem Schirm hatte. Nach den Haftentlassungen vieler Mitglieder im Jahr 2008 hatte die SDB rund 30 Monate Zeit, um sich auszubreiten. Ende 2010 kontaktierte die Polizei Suhl erstmals die Gefängnisleitung aus Ichttershausen, um Hintergründe zu der Gruppierung zu erfahren. Die Bruderschaft wuchs an, neue Mitglieder kamen hinzu, andere mussten wieder ins Gefängnis. Schließlich soll es laut Ermittlern Danny J. gewesen sein, der die SDB-Strukturen perfektionierte. Man teilte sich in Sektoren auf, die einen kümmerten sich um Schutzgelderpressung, die anderen um

Körperverletzung, auch das Drogengeschäft wurde neu aufgestellt. Auf sozialen Netzwerken sind SDB-Mitglieder zudem mit Angehörigen von Rockerganggruppen wie den Bandidos befreundet. Was sie eint, ist die aggressive Abkehr von der Gesellschaft:

„Ihr könnt es nicht verstehen, ihr glaubt an das System. Früh aufstehen, arbeiten, doch keine Zeit zum Leben. Tattoos auf den Fäusten, Tattoos auf dem Hals, Tattoos im Gesicht, ja Tattoos überall ... Die Farben unter der Haut stehen für lebenslang wie Mord.“ (Song: „XIII“)

Ein Samstagmorgen in Suhl. Pausenlos prasselt der Regen auf den Rasen des Hauptfriedhofs. Über dem Grab von Daniel V. baumeln zwei schwarze Boxhandschuhe, auf dem Boden liegen weiße Lilien und rote Rosen. Rund 100 Personen, darunter Freunde, alte Schulkameraden und Familienangehörige, sind gekommen, um von dem Rapper Abschied zu nehmen, der sich in Leipzig das Leben

nicht auf Urlaub, sondern auf Geld stehen“. Inzwischen hat sich die Lage offenbar etwas entspannt: „Auch durch die Lisa konnten wir einen ganzen Ring von Spenderinnen aufbauen“, sagt Loimer. Um die Nachfrage nach Eizellen ohne Wartezeiten zu befriedigen, bräuchte er zwar immer noch dreimal so viele Spenderinnen. Die hohen Hürden hätten aber auch einen Vorteil: Diejenigen, die trotzdem spenden, hätten sich das in der Regel gut überlegt.

Frägt man ihn, warum diese junge Frauen ohne Gegenleistung Fremden helfen wollen, erklärt Loimer das so: Die meisten Spenderinnen hätten in der eigenen Familie erlebt, was ungewollte Kinderlosigkeit bedeutet. „Sie haben alle eine Geschichte – entweder war die Schwester Patientin bei einer künstlichen Befruchtung, oder die Freundin, oder sonst jemand Nahestehender.“

Der Pränatalmediziner Wolfgang Arzt hingegen kann sich bis heute nicht vorstellen, dass Frauen ohne materielle Gegenleistung die „enormen gesundheitlichen Belastungen“ einer Eizellspende für völlig fremde Empfängerinnen auf sich nehmen. Er vermutet daher, dass die Kliniken bei der Abrechnung der Reisespesen tricksen – oder den Spenderinnen andere Leistungen wie beispielsweise Interviews vergüten, in denen sie von ihrer hilfsbereiten Tat erzählen – und so ganz nebenher auch Werbung für die Sache machen.

Darauf angesprochen, schüttelt Lisa Yatskiv empört den Kopf. „Ich bin nicht gekommen, um Geschäfte zu machen“, sagt sie. „Ich wollte einfach auch anderen Menschen helfen, so glücklich zu werden, wie es meine Cousine war, als sie mithilfe einer Adoption doch Mutter wurde. So glücklich wie die Familien, bei denen ich babysitte.“ Auch für Medientermine werde sie nicht bezahlt – sie wolle bloß zeigen, „was das für eine gute Sache ist“. Ganz abgesehen davon fühle sie sich einfach wohl in der Klinik: „Die Ärzte und die Janna waren einfach immer für mich erreichbar.“

Janna Liebster betreut von der Wiener Klinik aus die Spenderinnen. Sie beantwortet alle Fragen, die nach den langen Aufklärungsgesprächen der Mediziner noch offen sind. Sie erklärt den jungen Frauen, dass sie auch Belege für eiweißreiche Kost einreichen können und zur Punktion eine Freundin mitbringen dürfen, macht ihnen Cappuccinos und stellt ihr Handy auch nachts nicht ab.

Die intensive Betreuung ist neben dem kompletten – und für die Spenderinnen kostenlosen – medizinischen Check-up wohl ein weiterer Grund, warum die jungen Frauen ihre Eizellen hergeben. Aber davon spricht niemand in der Klinik. Auch Janna Liebster nicht, obwohl sie betont, wie unterschiedlich die Motive der Spenderinnen seien: So gebe es Frauen, deren eigene „Kinderwunschbehandlung“ gescheitert sei, die aber irgendwann doch ihre Gene weitergeben wollten.

Lisa Yatskiv erzählt gerne, wie schön es war, als sie erfuhr, dass eines ihrer drei Paare Zwillinge erwartet. Sonst weiß sie eigentlich gar nichts über die Kinder. Weder wie viele bereits geboren sind, noch welches Geschlecht sie haben. Trotzdem sagt sie, dass sie sich freuen würde, wenn diese Kinder in 14 Jahren einmal an ihre Türe klopfen. Sie hat sich auch schon überlegt, was sie ihnen über sich erzählen wird: „Ich bin eine gute Freundin von dir.“ Als Mutter sieht sie sich nicht. „Ich habe sie nicht geboren, nicht getragen. Es sind nicht meine Kinder, nur meine Gene.“

Ob sie selbst einmal Kinder haben wird, hat sie noch nicht entschieden. Vielleicht, irgendwann, aber jetzt? Nein. Dafür fühlt sie sich noch viel zu jung.